

DER DETEKTIV



**Der weiße Elefant
des
Singar Chani**

**Eine Kriminalerzählung
von
Walter Kabel**

DER DETEKTIV

Das weiße Elefant des Singar Chani

Eine Kriminalerzählung

von

Walter Kabel

Inhalt

1. Kapitel - Unser schwimmendes Heim	7
2. Kapitel - Wachsfiguren	15
3. Kapitel - Der Tierbändiger Shamana Driga	23
4. Kapitel - Der weise, weiße Elefant	30
5. Kapitel - Der indische Tierarzt	36

1. Kapitel

Unser schwimmendes Heim

Als wir uns von Inspektor Smith auf dem Bahnhof in Nagpur verabschiedeten, sagte er zu Harst: »Sie kommen zu einer für Ihre Zwecke recht ungünstigen Zeit nach Allahabad, wie mir soeben einfällt. Während sich dort nämlich im Dezember und Januar nur etwa eine Viertelmillion Pilger einfinden, um im heiligen Fluss Ganges zu baden, versammeln sich alle zwölf Jahre an diesem berühmten Wallfahrtsort reichlich eine Million gläubiger, fanatischer Hindu. Und Sie haben Pech! Gerade dieses Jahr ist wieder dasjenige, in dem die schmutzigen Gangeswasser besonders segensreich wirken sollen. Sie werden dort also in ein Millionengewimmel von Menschen hineingeraten. Es dürfte Ihnen schwerfallen, in der überfüllten *Stadt Gottes* - Allah abad heißt ja Allahs Stadt - Cecil Warbatty herauszusuchen. Nun, jedenfalls viel Glück, Master Harst!«

Wir fuhren Allahabad aus diesem Grunde auch mit geringer Hoffnung entgegen, dort endlich unser schlaues Wild zur Strecke zu bringen. Seit September waren wir nun ununterbrochen hinter diesem Verbrechergenie her, hatten jedoch zumeist bei diesem Kampf nur leidlich abgeschnitten, hatten sozusagen stündlich in Lebensgefahr geschwebt und immer wieder einsehen müssen, dass wir es hier mit einer Persönlichkeit zu tun hatten, die an Intelligenz Harst gleichwertig war, der aber an brutalen Instinkten ein derartiges Übermaß zur Verfügung stand, dass schon deshalb dieser erbitterte Streit Harst-Warbatty für Ersteren unendlich schwer zu einem siegreichen Ende zu bringen war.

Detektivinspektor Smith hatte Harst einen Empfehlungs-

brief an einen reichen eingeborenen Kaufmann namens Alam Bandur mitgegeben. Bandur sollte ein in jeder Beziehung zuverlässiger und vielerfahrener Mann sein, der uns sehr nützlich sein würde.

Smith hatte in dieser Beziehung nicht zu viel gesagt. Der völlig zum Europäer gewordene Hindu empfing uns auf das Liebenswertigste und bedauerte unendlich, uns nicht mehr als Gäste in sein Haus aufnehmen zu können, stellte uns aber seinen großen, wenig benutzten Motorkutter zur Verfügung, der zwei geräumige, wohnliche Kajüten besaß und auf dem Ganges unweit der Festung zwischen zwei Pfählen vertäut lag.

In den Hotels, Pensionen und so weiter waren nicht einmal mehr die Dachkammern infolge des Pilgerandranges frei. Wir mussten also froh sein, dieses Unterkommen gefunden zu haben, nahmen dankend an und wurden von einem Diener Bandurs zu der Uferstelle des Ganges geführt, der gegenüber etwa zehn Meter ab der Kutter träge vor seinen Ketten schaukelte. Ein Bootverleiher setzte uns über. Der Diener Bandurs wollte mit unserem Gepäck sofort nachkommen.

Als wir jedoch am Motorboot anlegten, fanden wir es bereits von zehn Pilgern besetzt, die einfach die Tür zu den Kajüten aufgebrochen und sich darin häuslich eingerichtet hatten.

Es waren sechs Männer und vier Frauen, Zugehörige der untersten Kaste. Harst tat es leid, sie verdrängen zu müssen, und er einigte sich mit ihrem Wortführer dahin, dass die braune Gesellschaft sich auf dem Vorderdeck ein Zelt aus den Notsegeln des Kutters errichten sollte. Die Leutchen waren übergelukkig und dankten den Sahibs wortreich.

Über das Kastenwesen der Hindu habe ich an anderer Stel-

le schon einiges gesagt. Es gibt vier Hauptkasten: Priester-, Krieger-, Gelehrten- und Kaufmannskaste. So rechnen zum Beispiel Lastträger, Diener, Arbeiter, Bauern und ähnliche Berufe mit zur Kaufmannskaste, während schon jeder Schreiber oder Barbier zur Gelehrtenkaste zählt. Im Allgemeinen gilt die Regel, dass niemand sich zu einer höheren Kaste aufschwingen kann. Der Sohn des Wasserträgers muss wieder Wasserträger werden, der des Schusters wieder Schuster. Wollte die englische Kolonialregierung hieran ernstlich etwas zu ändern versuchen, würde sie auf geschlossenen Widerstand selbst bei der untersten Kaste stoßen. Der Hindu hält mit fanatischer Zähigkeit an den alten Überlieferungen fest.

Von unseren zehn Mitbewohnern erklärten sich zwei der Männer, die etwas Englisch verstanden, sofort bereit, unsere Diener gegen geringe Bezahlung zu spielen. Harst sagte ihnen das Doppelte ihrer Lohnforderung zu. Von dem Augenblick an wären die sämtlichen Männer für uns durchs Feuer gegangen. Der Hindu ist ja überhaupt alles in allem ein hochanständiger Charakter. Ich wünschte, wir gebildeten Europäer würden uns an den Bekennern Brahmas ein Beispiel nehmen, was dankbare und aufrichtige Gesinnung anbelangt.

Am Nachmittag hatten wir unsere schwimmende Wohnung auf dem Ganges bezogen. Zwei Stunden darauf, als wir es uns gerade etwas bequem gemacht hatten, erschien ein Boot mit einem sehr fetten Chinesen. Dieser schlitzäugige *Sohn des Himmels* stellte sich uns als der Koch vor, den Alam Bandur für seine Gäste gemietet hätte. Der bezopfte Fettkloß brachte auch gleich zwei Riesenkörbe mit Lebensmitteln mit. Der Kutter hatte eine saubere, winzige Küche,

und Atsi-Fo hat darin für uns manch Göttergericht zusammengebraut. Bevor er aber sein Amt antrat, musste er Harst seine Hände vorzeigen. Er hatte alle zehn Finger. Harst war vorsichtig. Warbatty verstand selbst einen zwei Zentner schweren Chinamann zu mimen, hatte jedoch bekanntlich an der Linken nur vier Finger. Der Zeigefinger fehlte. Ebenso musste Atsi-Fo, den wir sehr bald kurz in Hatschi umtaufte, von den Speisen des ersten Abendbrots kosten. Warbatty operierte ja auch mit Gift.

So begann unser Aufenthalt in Allahabad. Wir hatten keine Lust, uns gleich am ersten Abend in das Straßengewühl zu stürzen, hatte ja auch bereits einen Vorgeschmack vom Treiben in einer indischen *heiligen* Stadt während der sogenannten *Begeisterungszeit* während der Fahrt vom Bahnhof durch die Straßen erhalten.

Nun, als wir in bequemen Bambusliegestühlen auf dem Kajütdeck unter dem gestreiften Sonnensegel saßen, zwischen uns ein Tischchen mit eisgekühlter Limonade, genoss ich nun ein Bild, wie ich es eigenartiger und man kann ruhig sagen märchenhafter nicht wieder sehen sollte.

Der riesige, heilige Ganges lag vor uns. Neben uns zogen sich die fünffachen, siebenfachen Ketten von allerhand Fahrzeugen hin, die vor ihren Ankern und Tauen im Abendwind sacht schwankten; Boote darunter, die man getrost jedem Altertumsmuseum hätte einverleiben können, gefertigt aus jenem rotbraunen Holz, das unverwüstlich ist, das nie fault; Boote in allen Größen und Formen bis zum schonerartigen Fahrzeug mit zwei Masten. All diese Kähne und Schifflein bedeckt mit kribbelnden, schreienden, badenden menschlichen Ameisen, bedeckt auch die Ufer des Stromes mit Unzähligen, die ihre frommen Waschungen vornahmen, um

dereinst nach beendeter Seelenwanderung in den Himmel Brahmas leichter als andere einzuziehen.

Menschen überall - braune Leiber; Männer, Frauen, Kinder; eng zusammengepfercht Tausende und Abertausende; am engsten an der Südspitze der riesigen, durch die Einmündung der Dschamma in den Ganges gebildeten Halbinsel, denn an dieser Südspitze liegt das große, Jahrhunderte alte Fort, das in seinen Wällen den Hindu besonders heilige Dinge einschließt: den unterirdischen Brahmatempel, darin den sogenannten ewigen Feigenbaum und die berühmte Steinsäule des Azoka, die über und über mit Inschriften bedeckt ist.

Es war ein Bild, das selbst den Gleichgültigsten aufgerüttelt hätte. Es war eben Indien, das Märchenland.

Harst träumte bei seiner Zigarette vor sich hin. Auf dem Vorderdeck bewegten sich bescheiden und lautlos unsere Mitbewohner. In der kleinen Küche klapperte der chinesische Fettkloß mit Tellern und Töpfen.

»Die beste Gelegenheit für einen Gauner, im Trüben zu fischen«, sagte Harst plötzlich. »Denn viele der reicheren Pilger, nein, wohl alle, schleppen Geschenke mit nach Allahabad und weihen sie den verschiedenen Göttern in den verschiedenen Tempeln. Der Engländer Gadby hat vor zwei Jahren den Wert dieser jährlichen Opfergaben für ganz Indien auf fünf Milliarden berechnet. Nimm an, dass davon auf Allahabad nur jährlich eine Million fällt, so kannst du ungefähr berechnen, was in den Tempeln an totem Kapital aufgehäuft liegt. Kein Wunder, wenn diese Schätze immer wieder europäische Hochstapler nach Indien locken. Besinne dich nur auf Bombay und die alte Tempelstadt. Dort schon versuchte Warbatty einen Anschlag auf Teile dieses toten Kapi-

tals. Vielleicht will er hier etwas Ähnliches unternehmen. Es wird uns unmöglich sein, ihm dieses Mal einen Strich durch die Rechnung zu machen. Wie sollen wir ihn hier wohl herausfinden?! Ausgeschlossen - wenn uns nicht ein Zufall hilft ...«

»Gestatte mir eine Bemerkung«, sagte ich nun und brachte damit etwas zur Sprache, das mir schon seit unserer Ankunft hier auf der Zunge brannte. »Wir haben dieses Mal darauf verzichtet, irgendeine Maske anzulegen. Wir sind hier keck als Harst und Schraut aufgetreten, ganz wie du dies schon letztens vorhattest, indem du hofftest, dadurch Warbatty leichter zu einem Gewaltstreich gegen uns zu verführen und ihn dabei endgültig *erledigen* zu können. Ich muss dir nun offen erklären, dass ich diese neue Art des Kampfes wider unseren schlaunen Gegner sehr ...«

»... klug finde«, vollendete er lächelnd. »Nicht wahr, das wolltest du doch sagen? Du hast ganz recht, lieber Alter. Diese neue Kampfweise hat nämlich bereits die besten Früchte getragen ...«

Ich horchte auf. »Du erklärtest doch soeben, dass uns nur ein Zufall helfen könnte«, meinte ich unsicher.

»Ganz recht. Aber ich hatte nicht daran gedacht, dass Warbatty den Bahnhof hier hat überwachen lassen können und dass einer seiner Helfershelfer uns leicht auf den Fersen bleiben konnte! Als ich von dem *Zufall* sprach, wusste ich auch noch nicht, dass der geriebene Cecil schon seine Fühler nach uns ausgestreckt hat. Erst vor Sekunden stellte ich dies fest, gerade da, als ich dir ins Wort fiel.«

Ich beugte mich weit vor. Die Abenddämmerung nahm schnell zu. Ich wollte Harsts Gesicht ganz genau sehen.

»Was hast du festgestellt?«, fragte ich atemlos.

»Oh - ich kann mich auch geirrt haben. Dringe jetzt nicht weiter in mich. Schau dir lieber dort am Ufer die badenden Elefanten an. Prachtige Tiere sind es ...«

Erst jetzt bemerkte ich vier dieser Kolosse, die ganz in unserer Nähe von einer auf den Fluss mündenden Gasse aus ihr Abendbad nahmen. Einer davon war von sehr heller Hautfarbe.

»Heilige Elefanten«, sagte Harst. »Drei der Mahuts (Lenker), die zwischen ihren Ohren hocken, sind Priester, Brahmanen. Also handelt es sich um Tiere, die Eigentum irgendeines Tempels sind ...« Er rief einen der Inder vom Vorderdeck herbei, den Ältesten der Pilger. Er hieß Rawaiku und sprach das Englische leidlich.

»Du könntest mir einen Gefallen tun«, meinte Harst. »Nimm das kleine Beiboot des Kutters und rudere ein Stück flussaufwärts, erkundige dich dann auf einem der verankerten Fahrzeuge, zu welchem Tempel die vier Elefanten dort gehören. Tu es aber unauffällig, Rawaiku, und sage niemandem, dass ich dich beauftragt habe. Verzweige auch den deinen, dass du diese fünf Rupien (die Rupie 1,10 Mark) leicht verdienen wirst.« Er steckte ihm die kleine Banknote unauffällig zu.

Der alte Hindu dienerte überglücklich, lächelte schlau und flüsterte: »Sahib, du wirst mit Rawaiku zufrieden sein. Ich war bis vor zwei Jahren in Salatola Hilfspolizist und beziehe eine kleine Pension.« Man merkte, er war sehr stolz auf seine frühere Tätigkeit.

Er verschwand dann. Dass er wirklich als Gehilfe brauchbar war, bewies er dadurch, dass er nicht sofort das winzige Beiboot loskettete, sondern sich erst noch zu den seinen setzte und zehn Minuten verstreichen ließ, bevor er davonruderte.

te, und zwar zusammen mit seiner Tochter, einem dreizehnjährigen, voll erblühten Mädchen von angenehmen Zügen.

Er blieb eine Stunde weg. Es war bereits dunkel, als er wieder am Kutter anlegte und dann in die vordere Kajüte kam, wo wir bei einem Glase Tee beim Schein der großen Petroleumdeckenlampe die neuesten Zeitungen lasen, die der aufmerksame Alam Bandur uns durch einen Diener zugeschickt hatte. In Allahabad selbst erscheinen zwei englische Tageszeitungen. Bandur hatte uns jedoch noch die Morgenblätter aus Benares beigelegt.

»Sahib«, meldete der alte Hindu, »drei der Elefanten gehören dem kleinen Dschihan-Tempel im Norden der Stadt. Einer von ihnen, der weiße, ist Eigentum des Brahmanen Singar Chani. Er steht aber in demselben Tempelanbau mit den übrigen. Man nennt ihn auch den Wunderelefanten von Allahabad. Ich bin jetzt zum sechsten Mal hier, Sahib, und jedes Mal besuchte ich auch den Wunderelefanten. Er ist so klug wie alle übrigen Elefanten Indiens zusammengenommen. Er versteht jedes Wort seines Herrn. Er schreibt auf eine Tafel den Namen vieler Götter und den seines Herren in englischen Buchstaben. Wenn du ihn etwas fragst, was dir wichtig erscheint, antwortet er durch Kopfbewegungen, rät dir so, ob du dies oder jenes tun oder unterlassen sollst. Sein Herr verdient viel Geld mit ihm. Singar Chani ist uralt. Er weiß selbst nicht, wie alt. Er kann nicht mehr gehen und lässt sich morgens vor den Tempelanbau tragen, wo er den Tag über sitzen bleibt und unter dem Vordach die Pilger empfängt. Der weiße Elefant steht dann hinter ihm und wartet auf die Fragen der Bekenner Brahmas.«

»Ich danke dir, Rawaiku. Hier hast du noch fünf Rupien. Erkundige dich heimlich noch heute Abend, wer der Mahut

war, der heute den weißen Elefanten zum Baden führte. Berichte mir morgen früh, was du hierüber in Erfahrung gebracht hast.«

2. Kapitel

Wachsfiguren

Wir waren wieder allein.

»Ich bin jetzt doch schon etwas klüger«, meinte ich zu Harst. »Am Mahut des weißen Elefanten muss dir etwas aufgefallen sein - ohne Frage! Hältst du ihn etwa für einen Verbündeten Warbattys?«

»Würdest du Verdacht gegen einen Menschen schöpfen, der als Mahut recht unauffällig durch ein kleines Taschenfernrohr, das er in ein Tuch gehüllt hat, gerade zu unserem Kutter hinüberspäht? Die Entfernung betrug etwa achtzig Meter. Wenn der Mann an uns nicht ein besonderes Interesse gehabt hätte, wären seine Augen genügend gewesen, zwei auf dem Kajütdach in Liegestühlen sitzende Europäer sich anzusehen. Das Taschenfernrohr war das Ausschlaggebende.«

»Allerdings. Ich bewundere nur, wie dir so schnell derartige Kleinigkeiten auf solche Entfernung auffallen!«

»Übungssache! Ich habe dir so oft schon gesagt, dass die meisten Menschen blind sind. Lerne sehen, lieber Schraut! Es ist ja nur eine gewisse Trägheit, wenn man den Blick über die einzelnen Dinge und Gestalten unserer Umgebung hinweggleiten lässt, ohne jede Einzelheit in sich aufzunehmen. Kannst du mir zum Beispiel sagen, wie viele Stufen die Kajüttreppe hat, ob und wie viel Leichenreste vorüberschwam-

men, als wir auf Deck die Abendluft genossen, und wie viele Pferdedroschken vor dem Bahnhof bei Ankunft unseres Zuges heute warteten?«

Ich möchte hier einfügen, dass die Hindu ihre Toten bekanntlich verbrennen und die Asche, wenn irgend möglich, in den Ganges streuen. Leider aber nicht immer nur die Asche, sondern oft genug noch halb verkohlte Leichenteile. Nach ihren religiösen Anschauungen dürfen Leichen stets nur auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden. Erlischt dieser durch irgendeinen Zufall zu früh, so werden häufig erst halb verbrannte Tote den heiligen Fluten anvertraut. Die Engländer halten daher auch streng darauf, dass die Gangeskrokodile geschont werden, da diese als Vertilger dieser eklen treibenden Gebeine durchaus notwendig sind. Die Krokodile sind übrigens vollständig harmlos, greifen höchstens mal Kinder beim Baden an. Sie finden ebenso reichlich Nahrung, dass sie sich dieserhalb nicht zu bemühen brauchen.«

Ich konnte Harsts Fragen nur durch ein *Nein - ich habe nicht gezählt* beantworten.

»Siehst du, wie wenig du gesehen hast!«, sagte er recht ernst. »Wenn du besser auf alles achten würdest, hättest du auch gemerkt, dass der eine der vierzehn Wagenbesitzer am Bahnhof sich dreimal an uns herandrängte. Schon da wollte ich argwöhnisch werden und diesen braunen Droschkenkutscher für eine Kreatur Warbattys halten. Ich stellte dann aber fest, dass der Mann ebenso zudringlich zu anderen Reisenden war. Der leise Argwohn schwand wieder.«

»Du bist eben Harald Harst!«, schmeichelte ich ihm gutgelaunt.

Er zuckte die Achseln. »Worte, nichts als Worte, die deine

Sehträgheit bemänteln sollen! Morgen werden wir nun doch wieder in ein Kostüm schlüpfen, lieber Schraut! Ich will mir vom weißen, weisen Elefanten Bescheid holen, ob wir Warbatty diesmal fangen werden. Als Europäer dürfen wir uns nicht unter die Pilger mischen. Hier liegt eine absolute Notwendigkeit vor, uns abermals in ärmere Hindu zu verwandeln. Ich habe mir inzwischen auch überlegt, dass es richtiger ist, wenn wir noch in dieser Nacht von hier verschwinden. Wir warten die Rückkehr des alten Inders ab, lassen uns von ihm mit Kleidungsstücken aushelfen und verschwinden in dem Beiboot. Rawaiku muss nötigenfalls unserem lebenswürdigen Gastgeber mitteilen, wir seien auf ein paar Tage ins Innere gereist.«

Er stand auf, zog die Vorhänge vor den kleinen Fenstern ganz dicht zu und entnahm seinem Koffer die nötigen Hautfärbemittel und anderes, was wir zu unserer Veränderung brauchten. Wir färbten Gesicht, Hals, Teile des Nackens, Hände und Arme bis zum Ellenbogen braun. Dies beanspruchte, zumal wir auch auf das Befestigen der Bärte sehr viel Sorgfalt verwendeten, über anderthalb Stunden.

Die Uhr in der Kajüte, die wir aufgezogen und gestellt hatten, zeigte genau fünf Minuten nach Mitternacht, als wir hörten, wie das Beiboot außenbords entlangschrammte. Harst öffnete schnell eines der Fenster und sprach Rawaiku an.

Als dieser die Kajüte betrat, prallte er erst leicht zurück, erlaubte sich dann aber ein verständnisvolles Lächeln und sagte leise: »Die weißen Sahibs sind schnell zu Indern geworden. Mein Vorgesetzter in Salatola war ein Engländer, der mir viel erzählte, wie man in Europa Verbrecher fängt. Ich kann schweigen!«, fügte er mit besonderer Betonung

hinzu.

»Das musst du auch, Rawaiku«, meinte Harst. »Es wird dein Schade nicht sein. Was hast du erfahren?«

»Nicht viel, Sahib. Der Mahut stammt aus Goa, ist ein sehr strenggläubiger Hindu, der seit fünf Monaten den weißen Elefanten lenkt, füttert und dauernd um ihn ist. Er heißt Dsangpo. Die Seele seines Vaters wohnt nun in dem Wunderelefanten. Deshalb verlangt er auch von dem Brahmanen Singar Chani keinerlei Bezahlung. Er ist sehr angesehen, dieser Dsangpo, und er nimmt keinerlei Geschenke an, wie man mir erzählte. Er könnte leicht reich werden, wenn er einzelne Pilger früher als die anderen in den Tempelhof einliese.«

»Ich danke dir, Rawaiku. Der Andrang zum Wunderelefanten ist wohl sehr groß?«

»Ja, Sahib. Die Pilger strömen schon mit Tagesanbruch herbei und lagern sich vor dem Hoftor.«

»Kannst du uns zwei Anzüge besorgen, Rawaiku? Ich will Dir anvertrauen, dass wir einen sehr gefährlichen Verbrecher verfolgen, der jetzt in Allahabad weilt.«

Bereits zehn Minuten darauf verließen zwei Hindu den Motorkutter in dem kleinen Beiboot, ruderten stromaufwärts bis zu den Parkanlagen des Europäerviertels, lenkten hier in einen breiten Kanal ein, der sich bald zu einem künstlichen See verbreiterte, übergaben hier das Boot einem Parkwärter zur Beaufsichtigung und wandten sich nach Norden zu, bis sie auf eine Straße gelangten, die westwärts zu dem Dschihan-Tempel führte.

Die Inder waren Harst und ich. Wir hatten, eingebunden in Tücher, Lebensmittel für einen Tag mit, und wir wollten uns für den Rest der Nacht dicht vor dem Hoftor des Tempels niederlegen, um möglichst mit den ersten Pilgern hi-

neinzugelangen.

Die Nacht war heiß. Harst benutzte diese Wanderung dazu, mir über den Brahmanismus eingehend Aufschluss zu geben, insbesondere über den Seelenwanderungsglauben der Hindu, denen je nach dem Verdienst ihrer irdischen Handlungen eine neue Existenz als Gott, Mensch oder Tier beschieden wird und die erst dann von dieser steten Verwandlung befreit werden, wenn sie eine gottähnliche geistige Reife erlangt haben. Mithin verehrte der Mahut des Brahmanen Singar Chani in dem weißen Elefanten (als »weiß« bezeichnet man hellgraue Tiere, die äußerst selten sind) seinen Vater, wodurch seine selbstlose Betreuung des Wundertieres durchaus verständlich wurde, wie Harst betonte.

An uns kamen dauernd kleinere und größere Pilgergruppen vorüber. Sie alle strömten der Stadt zu. An der Straße waren große Zelte und Bretterbuden errichtet, Notquartiere, in denen die Wallfahrer für billiges Geld ein Unterkommen fanden. Dann standen da auch die Buden der Zuckerbäcker, der Kaffeehändler, der Limonadenverkäufer. Andere Inder - und dies ist eins der vielen Vorrechte der Brahmanen - boten Amulette feil. Ferner waren die Wegränder geradezu gespickt mit Bettlern, Yogis und Tänzerinnen, die sogar bei Fackelbeleuchtung ihre Künste zeigten. Kurz, von nächtlicher Stille war hier nichts zu merken. Es war das reine Jahrmakttreiben.

Wir blieben häufig stehen, um Studien zu machen. Harst zeigte mir dies und jenes, was an den Pilgern oder an der Budenstadt interessant war. So kamen wir auch an einem Zelt vorüber, dessen Riesenschild auf Englisch und in der Landessprache ein Wachsfigurenkabinett *allerersten Ranges*

anpries. Neben dem Eingang hingen Tafeln, auf denen die ausgestellten Berühmtheiten vermerkt waren, auf der linken, obenan: König Edward von England, gleich darunter Jack, der Massenmörder, dann der Sultan von Konstantinopel und so weiter.

Plötzlich lachte Harst hell auf, deutete auf die rechte Papptafel.

Und da stand:

Der berühmteste Detektiv der Welt,

Der Deutsche Harald Harst!

»Den muss ich mir ansehen!«, meinte der lebende Harst. »Wer weiß, welch armer Sterblicher hier als Harald Harst gezeigt wird!«

Selbst dieses Wachsfigurenkabinett hatte Zuspruch. An der Kasse saß ein sehr würdig ausschauender Hindu. Der Eintritt kostete eine halbe Rupie. Das Zelt war quadratisch mit etwa acht Meter Seitenlänge. Die Beleuchtung bestand aus Petroleumlampen. Ein zweiter Hindu machte den Erklärer. Wir fragten sofort nach dem berühmten Detektiv. Er zeigte auf einen Vorhang.

»Kostet eine halbe Rupie extra«, dienerte er. »Dort in der besonderen Abteilung befindet sich auch die Königin Viktoria im Sarg.«

Wir bezahlten, schlugen den Vorhang zurück und traten ein.

Hier brannte nur eine einzige Lampe. In der Mitte stand der Sarg mit der Wachsfigur der englischen Herrscherin. Rechts davon waren zwei Männergestalten undeutlich zu erkennen.

Harst nahm seine Taschenlampe zur Hand, schaltete sie ein.

»Ich muss doch genau sehen, wie man ...«

Das war das Letzte, was ich hörte.

Von hinten hatten sich zwei Hände mit eisernem Druck um meinen Hals gelegt. Ich wurde zu Boden gerissen, verlor das Bewusstsein. Nachher erfuhr ich, dass hinter dem Zelt ein Wagen gewartet hatte, der uns wegschaffte.

Ich erwachte auf einem Strohlager. Allmählich klärten sich meine Gedanken. Ich spürte, dass ich an Händen und Füßen gefesselt war. Im Mund steckte mir ein Knebel. Ich hob den Kopf. Neben mir lag Harst. Er hatte die Augen offen.

Ich stellte weiter fest, dass wir uns in einem vielfach geflickten Spitzzelte befanden. Durch die Risse der Leinwand schien das Tageslicht herein. Von der einen Zeltstange hing an einem Draht eine Petroleumlaterne herab, deren rötlicher Schein auch noch einen dritten, offenbar fest schlafenden Menschen, einen Inder, beleuchtete.

Harst setzte sich leise aufrecht. Das Maisstroh raschelte. Aber der Inder atmete weiter tief und ruhig.

Harst beobachtete ihn. Dann wandte er sich mir zu, machte eine Kopfbewegung. Ich verstand. Sehr vorsichtig richtete ich mich gleichfalls auf.

Dann senkte Harst seinen Oberkörper, bis er mit den Zähnen meine Handfesseln erreichen konnte. Er ließ sich Zeit. Ich fühlte, wie er eine Schlinge aufzog, noch eine.

Nun hatte ich die Hände frei, riss mir den Knebel aus dem Mund, japste förmlich nach Luft, hatte aber sehr bald in meiner Tasche mein Messer gefunden.

Da - von draußen ein krächzendes Lachen. Und urplötzlich stand, durch den Zeltvorhang hineinschlüpfend, Warbatty vor uns, Warbatty, als indischer Wasserträger verkleidet und doch sofort an dem heiseren Lachen zu erkennen.

In seiner Rechten hielt er einen gespannten Revolver.

Gleichzeitig hatte sich auch der schlafende Inder aufgerichtet, packte mich, fesselte mir im Nu die Hände wieder auf dem Rücken. Ich war viel zu überrascht, um an Gegenwehr zu denken.

»Ich begrüße Sie als liebe, hochverehrte Gäste«, meinte unser Feind mit teuflischem Hohn. »Sie glauben gar nicht, Herr Harst, welche Mühe es mich gekostet hat, für Sie beide eine Falle zu ersinnen, die den Reiz der Neuheit mit der Gewissheit des Erfolges verband. Ich hoffe, Herr Harst, Sie werden einige Worte der Anerkennung für diese meine Leistung finden und nicht wieder behaupten, Sie hätten das Extrakabinett als Falle erkannt.«

Er nahm Harst den Knebel aus dem Mund. »Ich bewundere Sie tatsächlich«, erklärte mein Freund und Meister nun. »Sie haben sich diesmal selbst übertroffen. Wenn ich mir jetzt die Tatsachen nochmals vergegenwärtige, die mich auf diesen Trick hätten aufmerksam machen müssen, schäme ich mich ein wenig meiner Begriffsstutzigkeit. Nicht wahr, der Mahut sollte mich nur dazu verleiten, zum Dschihan-Tempel zu kommen? Er hat absichtlich mit dem Taschenfernrohr operiert, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Dass ich dann sehr wahrscheinlich das Zelt betreten würde, dass der berühmte Detektiv der Welt als Lockmittel genügen würde, war gleichfalls sehr fein berechnet.«

»Allerdings!«, meinte Warbatty grinsend. »Sie mussten dort vorüber. Es führt nur der eine Weg zum Tempel und weiterhin ins Innere. Der Besitzer der Schaubude ahnt nicht, weshalb ich ihm das Extrakabinett für zwei Tage abgemietet habe. Der *Erklärer* war mein Freund Shamana Driga dort. Er wies auf den Inder. »Jetzt befinden Sie sich ganz in der Nähe

des Tempels in einem Wäldchen, das zum Gehöft Drigas gehört. Um Hilfe rufen hat keinen Zweck ...«

Warbatty entspannte den Revolver und steckte ihn in seine kurze Leinenhose. Dann durchsuchte er unsere Taschen, nahm uns alles ab, was wir bei uns hatten und verabschiedete sich mit einem ironisch-höflichen *Auf Wiedersehen, meine Herren*.

Beide verließen das Zelt und Harst rief grimmig ein *ganz gewiss!* ihnen zu.

»Hm«, meinte Harst. »Da sitzen wir ja in einem reizenden Käfig fest.«

»Käfig?«

»Ja. Bitte, krieche nur, so gut es geht, bis zum Eingang und stecke den Kopf hinaus ...«

3. Kapitel

Der Tierbändiger Shamana Driga

Ich tat es. Ein Blick geradeaus, einer nach links, einer nach rechts genügten.

Unser löchriges Zelt stand inmitten eines viereckigen Käfigs aus Eisenstäben, der den Mittelpunkt eines ganzen Raubtierhauses aus Käfigen bildete. Ich konnte ja nur einen Teil überschauen. Aber auch das genügte. Ich bemerkte vier Käfige; rechts und links als äußerste des quadratischen Raubtierhauses je eine größere Abteilung; darin je zwei ausgewachsene Tiger. Vor mir einen breiteren und einen schmälere, langgestreckten Verschlag; darin je ein Tiger. Der schmalere Verschlag war offenbar gleichzeitig der Zugang zu unserem Mittelraum, wie die eingefügten Gittertüren be-

wiesen. Wahrscheinlich war der eine Tiger vorhin noch mit der anderen einzelnen Bestie zusammengesperrt und nun erst in diesen gangartigen Käfig hineingelassen worden, um uns jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen.

Ein letzter Blick nach oben zeigte mir ein unten mit Zinkblech beschlagenes, weit überragendes Holzdach. Darauf kroch ich wieder auf unser Maisstrohlager zurück. Harst empfing mich mit den Worten: »Ich habe inzwischen dort durch den Riss die andere Hälfte des großen Käfigs mir angesehen. Auch dort gibt es vier Abteilungen, darin einen Tiger, zwei Panther, zwei Tiger, einen Tiger. Dass wir uns in dem Dressurkäfig eines Raubtierhauses befanden, sagte mir schon der Geruch, der bei diesem Abenteuer mit das Unangenehmste ist. Du kennst meine Abneigung gegen Tierausdünstungen.«

Harald Harsts oft geradezu unnatürliche Kaltblütigkeit hatte ich ja mehr als einmal anzustauen Gelegenheit gehabt. Heute aber erschien sie mir gegenüber der verzweifelten Lage, in der wir uns befanden, geradezu frivol. Ganz besonders hielt ich seine Äußerung über seinen Widerwillen gegen Tiergerüche für ganz unangebracht angesichts des Schicksals, das uns bevorstand.

Ich schwieg daher. Ich bin nicht feige. Mein Mut ist der eines Durchschnittsmenschen, der die Gefahr ein wenig durch das Beispiel eines Harald Harst verachten gelernt hat. Ich schwieg und starrte vor mich hin.

Dann hörte ich draußen eine befehlende Stimme, das zornige Fauchen eines Tigers, das Klirren einer Gittertür und bald einer zweiten.

Der Inder trat gebückt ein, der uns vorher bewacht und den fast Schlafenden gespielt hatte. Er hatte einen prächtigen

gen, langen schwarzen Vollbart, war hager, aber muskulös, und besaß jenen starren, festen Blick, der zum Beruf des Dresseurs notwendig sein soll.

Er setzte sich uns gegenüber und zog den Zeltvorhang auf, sodass das Tageslicht voll hereinfiel.

»Sahib Harst«, begann er in leidlichem Englisch »ich bin Shamana Driga, der Tierbändiger. Mein Name ist bis Hamburg bekannt. Ich habe für Hagenbeck schon oft Tiger, Panther und Elefanten geliefert. Ich stehe mit den Direktoren aller Tiergärten Indiens in geschäftlicher Verbindung. Ich habe durch den Umgang mit Europäern meinen Blick erweitert. Ich begreife durchaus, dass mein Freund Warbatty, den ich nun ein halbes Jahr kenne und der mir verschiedentlich gefällig gewesen ist, deinen und deines Gehilfen Tod wünscht. Hast du mal etwas von der Putra Rakisana gehört?«

»Ja, Shamana Driga. Ich weiß, dass, wie Brahmaputra Sohn des Brahma heißt, Putra Rakisana Bruder des Schwertes bedeutet. Die Schwertbrüder sind eine uralte Geheimsekte Indiens, waren einst erbitterte Gegner aller Weißen, sind jetzt aber zu einem Verbrecherbund herabgesunken. Ich nehme an, dass du ein Putra Rakisana bist. Sonst hättest du nicht diese Frage an mich gerichtet.«

»Es ist so, Sahib. Warbatty ist vorgestern in den Bund aufgenommen worden. Kennst du den unterirdischen Tempel im alten Fort?«

»Nein. Ich bin zum ersten Mal in Allahabad.«

»Die Tempelräume dort sind in die Felsen eingehauen. Die Brahmanen, die den Tempel bewachen, haben das Geheimnis verloren, wie man in die untersten Räume gelangt, in der noch vor fünfzig Jahren trotz aller Verbote der Engländer

der blutigen Kali heimlich Menschenopfer dargebracht wurden. Übermorgen ist dort ein Fest. Zahlreiche Thugs befinden sich unter den Pilgern. Da sollt ihr beide der Kali zu Ehren geopfert werden.«

Er schaute Harst forschend an. Er hoffte wohl, der weiße Sahib würde vor Schreck erbleichen.

Aber Harst lächelte.

Und das brachte den Hindu in Verwirrung. Etwas ärgerlich rief er nun halblaut:

»Die Thugs sind eine Geheimsekte wie die Schwertbrüder, Sahib! Du scheinst das nicht zu wissen. Sie haben gelobt, die blutige Göttin Kali durch Erdrosselung von Menschen zu ehren. Die Engländer verfolgen die Thugs mit allen Mitteln. Und doch verschwinden noch heute zahlreiche Menschen, ohne dass man den Mördern auf die Spur kommt.«

Harst nickte. »Mir ist das alles sehr wohl bekannt, Shamana Driga. Die Engländer hängen jeden Thug auf. Auch du bist ein Thug. Du tust mir leid.«

Der Inder wurde abermals verwirrt. »Ich tue dir leid?«, meinte er unsicher. »Was willst du damit ...«

»Ich will damit sagen, dass du sehr bald öffentlich gehängt werden wirst. Weiter nichts.«

Shamana Driga kannte Harald Harst nicht. Wie sollte er ahnen, dass es Harst wie kein anderer verstand, menschliche Schwächen schnell zu ergründen und auszunutzen?

»Woher weißt du das?«, fragte der Bändiger stockend.

»Ich weiß es. Das genügt. Willst du dem Schicksal entgehen, dass dein Leib drei Tage am Galgen den Geiern zum Fraß angeboten wird und dass nur noch deine Gebeine von den heiligen Flammen des Scheiterhaufens geläutert werden, so rate ich dir, Warbatty nichts davon zu sagen, dass dir

der Tod so nahe ist. Sonst entflieht Warbatty rechtzeitig, der bisher ja stets seine Verbündeten im Stich gelassen und seine eigene Haut in Sicherheit gebracht hat.«

Der Hindu hatte seine Gesichtszüge schlecht in der Gewalt. Etwas wie ungewisse Angst malte sich auf seinem braunen Antlitz. Er versuchte es mit einem höhnischen Lächeln. Aber dieses misslang genauso, wie der Ton seiner folgenden Worte zu deren Sinn in Widerspruch stand.

»Du willst mich ängstigen! Ich verlache dich! Du wirst sterben! Und ich werde leben ...«

»Umgekehrt, Shamana Driga, umgekehrt! Doch was wolltest du eigentlich von uns? Uns nur die lächerliche Ankündigung unseres Opfertodes überbringen?«

»Nein.« Der Inder war zerstreut. »Nein, Sahib Harst. Warbatty lässt dir folgendes ausrichten: Er wird hier in Allahabad sich eine Beute aneignen, wie sie ihm noch nie zu erlangen vergönnt war. Er kennt dich als klug und listenreich. Er würde dir beweisen, dass du dieses Mal, wenn du frei wärest, ihm nicht schaden könntest. Du würdest das, was er plant, nicht verhindern können. Willst du ihm dein Wort geben, nach zwei Tagen genau um diese Stunde dich wieder hier einzufinden, ohne jemandem zu verraten, dass du dich in die Gefangenschaft zurückbegeben musst, dann will er dich freilassen. Er sagt, ihr Deutschen haltet Euer Ehrenwort ganz bestimmt. Er muss großes Vertrauen zu dir haben.«

»Mit Recht. Ich würde mein Wort nicht brechen, selbst wenn ich dem sicheren Tod entgegenliefe. Ich werde mir Warbattys Angebot überlegen. Warte eine Weile.«

Harst starrte durch den Zelteingang ins Freie hinaus.

Durch die Gitterstäbe sah auch ich ein Palmenwäldchen. Zwischen den Stämmen zog sich eine sehr hohe Mauer aus

Lehmziegeln hin. Rechter Hand erblickte ich noch die eine Ecke eines größeren Gebäudes sowie einen vierräderigen plumpen Wagen mit großem, geschlossenem Holzkasten und drei weidende Zugochsen, die an die Nähe der Raubtiere offenbar vollständig gewöhnt waren.

Minuten verstrichen. Dann sagte Harst: »Ich nehme den Vorschlag unter folgenden Bedingungen an: Auch mein Freund Schraut muss auf sein Ehrenwort hin freigelassen werden. Es muss mir während der zwei Tage freistehen, gegen Warbatty vorzugehen, wie es mir geeignet erscheint. Nur die Kenntnis eurer, deiner und seiner Zusammengehörigkeit will ich in nichts ausnutzen. Falls ich Warbatty finde und seinen Plan vereitle oder ihm die Beute wieder abjage - alles in diesen zwei Tagen, bin ich der Verpflichtung, hierher zurückzukehren, überhoben.«

Der Inder nickte zustimmend. »Warbatty war auf diese Bedingungen vorbereitet, Sahib. Sie sind gewährt. Nur muss ich noch bemerken, dass auch er seinerseits alles tun kann, um dich unschädlich zu machen.«

»Selbstverständlich.«

»Weiter müsst ihr auch ohne Waffen euch hier wieder finden.«

»Ebenso selbstverständlich. Nur müssen wir jetzt sofort all das zurückerhalten, was ihr uns weggenommen habt. Ich gebe dir also mein Wort, genauso zu handeln, wie vereinbart. Schraut, tu dasselbe.«

Ich gehorchte widerwillig. Diese ganzen Abmachungen kamen mir wie ein freventliches Katz-und-Maus-Spiel vor, bei dem wir jedoch die Mäuse waren.

Shamana Driga löste unsere Fesseln. Dann führte er uns durch den schmalen Käfig ins Freie, hieß uns warten, betrat

das Haus und kam mit unserem sämtlichen Tascheninhalt wieder, händigte uns die Sachen aus und führte uns an das Holztor der Lehmmauer, öffnete eine kleine Pforte daneben und sagte zum Abschied sehr kleinlaut und offenbar von einer unbestimmten Angst beseelt: »Sahib Harst, wenn du nun Glück haben solltest und Warbatty wirklich finden solltest, dann darfst du mich trotzdem nicht verraten. Dies ist in dein Versprechen mit einbegriffen.«

»So? Davon ist vorhin nichts erwähnt worden«, meinte Harst ernst und mit Nachdruck. »Wenn ich Warbatty beseitige, das heißt, ihn durch seine Festnahme unschädlich mache, sind auch seine Mitwisser verloren!«

Er hatte plötzlich den Revolver in der Hand, fügte drohend hinzu: »Lass deinen Dolch stecken, Shamana Driga! Du verdienst es, gehängt zu werden. Du fütterst deine Tiger und Panther mit menschlichen Leichen. Ich habe nicht weniger als drei zerbissene Schädel in den Käfigen bemerkt. Hüte dich vor mir! Deine Stunde hat geschlagen.«

Harst schritt von dannen. Und hinter uns her die Stimme des Hindu.

»Sahib, Sahib, ich will dir helfen ...«

Doch Harst begann plötzlich zu traben, rief mir zu: »Es ist besser, wir suchen schleunigst bewohntere Gegenden auf, lieber Schraut. Der Kerl bekommt es fertig und schickt uns einen seiner Tiger nach ...«

4. Kapitel

Der weise, weiße Elefant

Wir erreichten sehr bald die Straße. Nachdem wir dann noch ein Wäldchen durchquert hatten und uns nun bereits mitten in dem zur Stadt flutenden Pilgerstrom befanden, gingen wir gemächlich weiter. Links von uns lag auf einer bewaldeten Anhöhe der Dschihan-Tempel, einer jener uralten Bauten, an denen Indien so überreich ist, dass man an ihnen sehr bald achtlos vorbeisieht, wenn sie nicht gerade durch etwas ins Auge Fallendes sich irgendwie auszeichnen.

Das Dschihan-Heiligtum konnte jedoch nichts Merkwürdiges aufweisen als lediglich sein Alter. Schon der Steinmauer sah man es von Weitem an, dass sie Jahrhunderte überdauert hatte. Was an Gebäuden über ihre vier Meter Höhe hinwegragte, war plump und massig. Schwerfällige Säulen bildeten vor dem Tempel eine Art Vorhalle. Das Dach war mit Steinplatten gedeckt, die im Laufe der Jahre eine immer dickere Moosschicht erhalten hatten. Nur stellenweise war das Moos weggekratzt. Dort blinkten viereckige Fensterlücken. Die Anbauten rechts und links hatten flache Dächer und Verzierungen in Gestalt von Tierfiguren.

Harst zog mich nun in das dichteste Gewühl hinein, das zum Tempel hindrängte und hier auf der Straße als zweiter Menschenstrom, der dem anderen zur Stadt hastenden entgegenkam, sich hinschob.

»Folge mir dicht auf dem Fuß«, raunte er mir zu. »Ganz dicht! Mach dich klein, nimm eine andere Haltung an. Markiere einen Verwachsenen ...«

Auch er wurde plötzlich fast zum Zwerg. So gelangten wir, Püffe austeilend und erhaltend, bis an die Bude eines Kaf-

feehändlers, die von Pilgern dicht umlagert war.

Wir schoben uns dicht bis an die Hinterseite des Zelttes vor, wo die beiden Gehilfen des Händlers auf einem Herd von Lehmziegeln unter einem Bretterdach in zwei Kesseln den wirklich verlockend duftenden braunen Trank herstellten. Hier war es menschenleer.

Ein Fünf-Rupien-Schein sicherte uns die Gunst der beiden Hindu. Sie wiesen uns in das Zelt, wo in der hinteren Abteilung ein paar Tische und Bänke standen. Für weitere fünf Rupien erhielten wir Kaffee, flache, noch warme Brote und kaltes gebratenes Hammelfleisch. Während wir aßen und tranken, beobachtete Harst ununterbrochen durch den halb zurückgeschlagenen Vorhang die beiden Hindu bei ihrer Arbeit, schwieg aber im Übrigen beharrlich. So verging eine halbe Stunde.

»Ich bin jetzt überzeugt«, sagte er dann plötzlich, »dass Warbatty oder seine Helfershelfer, die uns natürlich vor des Tierbändigers Gehöft aufgelauret haben, um sich an unsere Fersen zu heften, uns verloren haben. In der ganzen Zeit, wo wir hier sitzen, habe ich nichts Verdächtiges bemerkt. Trotzdem werden wir vorsichtig sein.« Er erhob sich und untersuchte die Zeltwände auf Risse und Löcher, durch die jemand von außen hätte hineinspähen können.

Dann rief er einen der Kaffeeköche herein, gab ihm einen Zehn-Rupien-Schein und bat den noch jungen Menschen uns aus der Stadt zwei Frauengewänder und Gesichtstücher zu holen.

Der Inder machte große Augen.

»Wir sind von der Polizei«, flüsterte Harst. »Wenn du über diesen Auftrag nicht schweigst, wirst du den Schaden davon haben. Ersinne eine Ausrede deinem Herrn gegenüber. Wir

werden dich dort drüben in jenen Büschen erwarten.«

Der Hindu gehorchte bereitwilligst. Als er uns dann das Paket brachte, bezahlte Harst den Preis – 30 Rupien – und legte noch weitere fünf hinzu.

Die Büsche standen so dicht, dass wir ganz unbeobachtet die weiten, mantelartigen Kleider anlegen konnten.

In Indien tragen nur die mohammedanischen Frauen Gesichtstücher. Von den Hindufrauen tun es nur die reicheren und auch nur die aus ganz bestimmten Gegenden. Unter den Pilgern sah man sehr selten eine verschleierte Frau. Trotzdem konnten wir mit unseren Gesichtstüchern, in die für die Augen Löcher geschnitten waren und die sich nach oben zu einer haubenartigen Mütze auftürmten, kaum irgendwie auffallen. Jedenfalls war diese Art Maske die beste, die Harst ersinnen konnte.

Er gab mir dann genaue Verhaltensmaßregeln. Wir trennten uns. Ich blieb stets ein Stück hinter ihm. Weshalb er nun den Dschihan-Tempel besuchen wollte, wo die größte Tageshitze nahte, war mir unklar. Ich konnte mir nicht recht vorstellen, weshalb er gerade dort Warbatty zu finden hoffte. Mehr hatte er mir nämlich nicht gesagt als nur: »Wenn wir Glück haben erwischen wir Freund Cecil heute noch ...«

Gewiss, Warbatty steckte ja mit dem frommen Mahut Dsangpo des weißen Wunderelefanten unter einer Decke. Aber er hatte ihn doch nur dazu benutzt gehabt, uns zum Tempel zu locken. Sollte etwa Harst vermuten, dass Warbatty gegen den Tempel irgendeinen Anschlag plane? Ich musste dies den Umständen nach fast annehmen. Es war jetzt etwa zehn Uhr Vormittag. Die Sonne brannte bereits mit echt indischer Freigebigkeit auf die Menschenmassen herab, die sich dem kleinen Heiligtum zuschoben.

In Berlin hatte ich oft genug auf der Straße im Gedränge gestanden, um dies oder jenes Schauspiel zu genießen, hatte dabei den sogenannten »Menschengeruch« in allen Variationen genossen.

Was ich damals auf dem Weg zum Dschihan-Tempel in dieser Beziehung zu ertragen hatte, war des Guten denn doch zu viel. Außer den Düften der braunen Leiber aber folterte mich auch noch das Frauengewand. Ich schwitzte nicht, nein, ich löste mich förmlich in Schweiß auf. Schweißperlen liefen mir in die Augen. Ich konnte kaum sehen, was um mich her geschah.

Freilich, einen Vorteil hatte die Verkleidung gerade in diesem Gewoge doch: Man nahm Rücksicht auf mich! Man gab mir keine Rippenstöße, man duldete, dass ich mich vordrängte, wie Harst es auch tat.

Ich habe damals während der zehn Minuten, bis wir den Tempelhof erreichten, so und so oft gefürchtet, einen Sonnenstich zu bekommen. Ich war überglücklich, als Harst nun das Tor passierte, als auch ich dann zwei Schritt links von ihm mich in den Schatten der hohen Mauer niederkniete und mich bald ganz lang wie in größter Andacht ausstreckte.

Welche Wohltat! Der Hof war mit Steinfliesen ausgelegt. Und wie kühl waren sie!

Vor uns lagen etwa zweihundert Pilger auf den Knien, rutschten allmählich weiter nach vorn mit wahrer Engelsgeduld, bis auch sie die drei Stufen erreicht hatten, die zu der Estrade vor dem linken Tempelanbau emporführten.

Auf dieser Estrade stand der weiße Elefant, den mächtigen Kopf der Menge zugekehrt. Fast zwischen seinen Vorderbeinen auf einer Art Sessel saß der weißbärtige, offenbar schon

sehr gebrechliche Besitzer des Wundertieres in einem sauberen hellgrauen Mantel. Sein runzliges Gesicht war von so hellem Braun, wie man dies bei vielen Brahmanen findet, die als vornehmste Kaste tatsächlich auch äußerlich von den übrigen Hindu sich unterscheiden. (Heiraten zwischen Angehörigen verschiedener Kasten sind verboten).

Halb hinter einer Säule wieder, das Gesicht dem Elefanten zugekehrt, hockte der fromme Mahut, auf den Harst mich durch ein vorsichtig geflüstertes »Dsangpo!« aufmerksam machte.

Die ganze Szenerie ringsum war eigenartig, fantastisch – eben echt indisch! Ich könnte darüber viel schreiben, muss mich aber mit kurzen Andeutungen über das Wichtigste begnügen.

Der Elefant hatte prachtvolle Stoßzähne. Sie waren mit schweren goldenen Ringen verziert, in denen Brillanten glänzten. Um den Hals trug das riesige Tier einen Goldreif mit beweglichen Gliedern, von dem bis auf die Rüsselwurzel hinab eine breite, schildartige Goldplatte herabhing, in der das Bild Brahmas, der Weltseele, in Edelsteinen mosaikartig schillerte.

Die Stufen der Treppe zu der überdachten Estrade waren von großen Tongefäßen flankiert, in die jeder der Pilger, sobald der Wunderelefant die im Flüsterton an ihn gerichtete Frage beantwortet hatte, ein Geschenk hineinwarf.

Harst hatte nun offenbar nur für die Pilger Interesse. Ich ahnte: Er suchte Warbatty!

Nach gut einer Stunde mussten wir dann, wenn wir nicht durch unser Ausharren an derselben Stelle auffallen wollten, uns gleichfalls denen anschließen, die langsam den Stufen näherrutschten.

Harst raunte mir zu: »Um Zwölf Uhr etwa macht der Wunderelefant Mittagspause bis drei Uhr. Wir können uns dann heimlich verdrücken, denn bis wir an die Reihe kommen, würden noch anderthalb Stunden vergehen ...«

Die Rutschpartie begann; leider wieder in praller Sonne und umweht von keineswegs lieblichen Düften.

Um mir die Zeit zu vertreiben, spähte auch ich unauffällig nach Warbatty aus. Im Schatten des Vordaches rechts und links vom Wundertier, aber in respektvoller Entfernung, hatten sich Pilger niedergehockt und verzehrten mitgebrachte Esswaren. Jeder dieser braunen Gläubigen konnte Warbatty sein – jeder! Denn einem so glänzenden Verkleidungskünstler wie unserem Cecil gelang jede Maske. Das Suchen war mithin recht zwecklos. Nur Warbattys linke Hand war verräterisch, diese Hand mit dem fehlenden Zeigefinger. Ich achtete deshalb auch lediglich auf die Hände der dort Sitzenden.

Zwischenein schaute ich auch wieder zu, wie der weiße Elefant den mächtigen Kopf schüttelte oder bejahend nickte. Zuweilen hob er auch den Rüssel und stieß einen kreischen Laut aus. Das sollte dann wohl heißen: »Die Frage ist ungehörig, o Bekenner Brahmas!«

Ich will noch erwähnen, dass ich bereits auf den Gedanken gekommen war, der Mahut Dsangpo würde sehr wahrscheinlich den Elefanten durch heimliche Zeichen zu den Antworten *Ja* oder *Nein* oder zu dem ablehnenden Trompetenton veranlassen. Dass dieses Elefantenorakel ein plumper Schwindel war, stand ja außer Zweifel.

Abermals verging eine halbe Stunde.

Da gab es plötzlich eine ganz unvorhergesehene Unterbrechung. Der Brahmane Singar Chani schwankte ein paarmal

hin und her und sank dann offenbar bewusstlos vornüber. Der Mahut sprang zu, hob ihn auf. Einige Brahmanen, von Pilgern herbeigerufen, kamen aus dem Haupttempel ange laufen und trugen den Greis durch die breite Tür, vor der der Wunderelefant stand, ins Innere des Anbaues.

Auch der weißgraue Koloss wurde gleich von Dsangpo durch dieselbe Tür in seinen Stall geführt.

Die Pilger warteten geduldig. Nach zehn Minuten erschien Dsangpo wieder und rief der Menge zu, Singar Chani sei plötzlich verstorben. Sie sollten daher morgen früh sich wiederfinden.

In die Hunderte kam Leben. Sie standen auf, drängten dem Tor zu. Auch wir schlossen uns an. Aber wieder einzeln, ohne unsere Zusammengehörigkeit zu verraten.

5. Kapitel

Der indische Tierarzt

Harst schlug den Weg zur Stadt ein. Ich merkte, dass er dann im Eingeborenenviertel gerade die engsten Gässchen durchquerte, wo wenig Verkehr war und wo er sich unschwer davon überzeugen konnte, ob jemand uns folgte.

Dann betrat er eine Kaffeestube. Sie war überfüllt. Niemand achtete auf uns. Es gab hier auch warme Gerichte. Wir aßen nun zusammen in einer Ecke und hatten ein Tischchen für uns. Zu uns Frauen setzte sich niemand.

Wir bestellten nur zum Schein etwas. Nach zehn Minuten gingen wir durch den Hinterausgang, der auf den Platz der Großen Moschee führte, hinaus.

Harst fühlte sich nunmehr ganz sicher.

»Mein Alter«, sagte er in bester Laune, »wir haben Warbatty bereits halb hineingelegt. Warten wir nun ab, was weiter geschieht, oder mischen wir uns sofort ein? Eine schwierige Frage ...«

Wir gingen langsam über den Platz. Die Große Moschee ist das hervorragendste Bauwerk Allahabads. Ich war so in den Anblick des prächtigen Tempels versunken, dass ich kaum auf Harsts Worte geachtet hatte.

Als er nun aber hinzufügte: »Warbatty stand nämlich vor dem Hoftor des Dschihan-Heiligtumes, mein Lieber!«, da vergaß ich sehr schnell die Moschee.

»Ja - er stand dort allein vor der Bude eines Amulethändlers als reicher Brahmane in sehr kostbarem Anzug. Als einarmiger Brahmane! Natürlich fehlte ihm anscheinend der linke Arm. Er handelte um ein Amulett. Aber seine Augen waren lediglich auf den dem Tor entquellenden Menschenstrom gerichtet. Was nun? Kehren wir zum Dschihan-Tempel zurück und lassen wir Warbatty durch die Polizei festnehmen? Ich weiß nicht recht, was ich tun soll. Halb bin ich mir über seine Absichten hier noch im Unklaren ...«

»Nur halb?« Ich war ehrlich erstaunt.

»Ja, nur halb, mein lieber Schraut. Darf ich dein Detektivtalent durch einige Bemerkungen unterstützen? Darf ich dich darauf hinweisen, dass unser Kuttermitbewohner Rawaike berichtete, der Mahut Dsangpo sei vor etwa 5 Monaten in die Dienste des Brahmanen Singar Chani getreten. Vor fünf Monaten! Und um die Zeit ist Warbatty, wie wir bestimmt wissen, in Indien gewesen. Wir wissen es nicht nur durch die Einzelheiten unseres Abenteuers in Nagpur, sondern auch durch den Tierbändiger Shamana Driga, der uns heute sagte, Warbatty sei seit sechs Monaten sein Freund.

Das heißt doch, sie haben sich vor einem halben Jahr kennen gelernt. Und um dieselbe Zeit tritt Dsangpo seine Mahut-Stellung, ohne Bezahlung zu verlangen, beim Besitzer des Wunderelefanten an, dessen Stirnschild auf vier Millionen Rupien geschätzt wird. Die 12 größten Edelsteine sollen nach einem Aufsatz in der Benares-Post, den ich gestern Abend in der Kutterkajüte las, rund 2½ Millionen wert sein. Wie nun, wenn Warbatty und der Mahut Dsangpo das nette Plänchen ausgeklügelt haben, den Stirnschild zu rauben? Ich halte dies für sehr wahrscheinlich. Dsangpo hat sich ohne Entlohnung zu fordern, dem greisen Brahmanen angeboten, hat das rührende Märchen erfunden, gerade in dem weißen Elefanten wohne die Seele seines Vaters, hat ferner durch fünf Monate lang treue Dienste sich das vollste Vertrauen Singar Chanis und der anderen Brahmanen des Dschihan-Tempels erworben, hat auf Warbattys Anraten geduldig gewartet, bis dieser aus Europa wieder zurückkehrte. Ein Zufall! Gerade heute wird sich vielleicht für die Verbrecher eine Gelegenheit ergeben, den Schild zu stehlen, der ja fraglos stets so tadellos bewacht und verwahrt wird, dass an ihn unter gewöhnlichen Umständen nicht heranzukommen ist. Na, mein Lieber, wie denkst du über all dies. Bist du einverstanden, dass wir dort drüben das Gebäude der Polizeidirektion betreten und dem hiesigen Detektivinspektor uns vorstellen? Natürlich muss der Tierbändige wegfallen. Mein Wort halte ich. Erst wenn wir Warbatty fest haben, kommt auch Shamana Driga heran.«

Der Detektivinspektor Master Hamilton fiel aus allen Wolken, als Harst sich ihm vorstellte. Man konnte es ihm nicht verargen. Zwei verschleierte Frauen und zwei deutsche Liebhaberkollegen - da hätte wohl jeder gestaunt!

Hamilton hatte nun alle Hände voll zu tun. Die Million Pilger zog stets auch einige tausend dunkle Existenzen nach Allahabad. Die Polizei war daher durch Beamte aus den Nachbarstädten verstärkt worden.

Der Inspektor sagte uns bereitwilligst seine Hilfe zu, rief drei seiner zuverlässigsten Leute herbei, mit denen Harst dann genau unser gemeinschaftliches Vorgehen gegen Warbatty besprach.

Während wir noch so zu sechst in Hamiltons Dienstzimmer saßen, rasselte plötzlich das Telefon. Der Inspektor meldete sich, lauschte, nickte Harst vielsagend zu, legte den Hörer weg und rief: »Master Harst, Sie haben richtig vermutet! Der Schild des Wunderelefanten ist zwar nicht als Ganzes gestohlen, aber die größten Steine, 28 an der Zahl, sind herausgebrochen und verschwunden. Dies meldete soeben die Polizeiwache Nord. Die Brahmanen des Tempels bitten um schleunigste Untersuchung des Falles. Kommen Sie mit? Ich muss sofort hin ...«

Harst überlegte. »Nein. Wir werden hierbleiben. Es genügt, wenn Sie mir nachher genau den Sachverhalt schildern.«

Drei Stunden später war Hamilton wieder bei uns. Wir hatten inzwischen in sein Dienstzimmer eingeschlossen gesessen, feine Zigaretten geraucht und im Ganzen wenig gesprochen.

Der Inspektor war sehr aufgeregt, rief Harst sofort zu: »Denken Sie, auch der Wunderelefant ist vor einer halben Stunde krepirt, ganz plötzlich. Die Brahmanen behaupten natürlich, aus Gram über den Tod seines Herrn! Ein solcher Blödsinn! Das Vieh ist einfach überfüttert worden. Es war ja für seine Gefräßigkeit bekannt. Und gerade an Herzverfet-

tung sterben viele der sogenannten heiligen Elefanten.«

»Erzählen Sie bitte vom Diebstahl«, meinte Harst, dem der Tod des Wundertieres sehr gleichgültig schien.

»Oh, da gibt es nicht viel zu sagen. Der Goldschild wurde von Singar Chani stets in einer altertümlichen Eisentruhe im Schlafraum der Brahmanen aufbewahrt. Die Truhe enthält auch die sonstigen Kleinodien des Tempels und wird dauernd mindestens von einem Brahmanen bewacht. Nach dem Verscheiden Singar Chanis heute Vormittag kümmerten die Brahmanen sich zunächst nicht weiter um den Elefanten, den der Mahut Dsangpo in den Stall geführt hatte. Dieser Stall hat nur einen Zugang vom Tempelanbau aus und nur ein sehr stark vergittertes Fenster. Ein Fremder kann unmöglich hineingelangen. Als die erste Aufregung über Singar Chanis Tod sich gelegt hatte und der Oberpriester nun den Goldschild und den anderen Schmuck des Elefanten in die Truhe hineintun wollte, bemerkte er, dass die 28 Steine auf dem Schild fehlten. Da die Tempeltüren verschlossen gehalten waren, hatte ein Unberufener nicht eindringen können; er wäre auch unfehlbar gesehen worden. Unwillkürlich lenkte sich der Verdacht auf den bei allen beliebten Mahut als den Einzigen, der nicht zur Priesterkaste gehörte. Dsangpo fühlte diesen Verdacht und verlangte dann selbst, dass die Polizei gerufen wurde. Ich habe ihn verhört. Er konnte beweisen, dass er den Seitenanbau inzwischen nicht verlassen hatte, also auch niemandem draußen die Steine zugesteckt haben könnte. Außerdem hatte sich innerhalb der Tempelmauern auch kein Fremder befunden. Kurz, wenn Dsangpo der Dieb ist, muss er die Juwelen irgendwo im Inneren versteckt haben. Wir suchten anderthalb Stunden, Master Harst. Ich gehe jetzt jede Wette ein: Im Seitenanbau

ist der Raub nicht verborgen worden. Wir verstehen zu suchen. Meine Leute sind noch draußen. Aber sie werden nichts finden.«

Harst nickte. »Das glaube ich auch. Vielleicht habe ich später mehr Glück.«

»Hm, ich zweifele daran, Master Harst. Entschuldigen Sie schon, aber wo Percy Hamilton gesucht hat, da ...«

Er machte eine bezeichnende Handbewegung.

»Was geschieht nun mit dem Elefanten?«, meinte Harst.

»Der wird morgen früh im Tempelhof feierlich begraben. Ich habe dies aus sanitären Gründen verlangt. Die Brahmanen wollen noch heute eine Grube ausheben.«

»So, so. Und die Stoßzähne? Wird man die nicht absägen?«

Hamilton lächelte. »Abschrauben wird man sie. Sie sind nämlich unecht, nur auf den Stümpfen der echten befestigt. Dies wird hier oft getan. So mancher Lieblingselefant eines Maharadscha trägt falsche Stoßzähne ...«

»Und die Haut? -Die ist doch auch wertvoll ...«

»Da kennen Sie die frommen Hindu schlecht! Ein so heiliges Tier abhäuten! Niemals würden die Brahmanen das dulden. Sie haben schon dem Tierarzt zunächst Schwierigkeiten gemacht, der gern die Todesursache des Wunderviehs feststellen wollte ...«

»Tierarzt?«

»Gewiss, Master Harst. Auch die gibt es hier in Indien.«

»Ist dieser Tierarzt Ihnen näher bekannt?«

»Nein. Er ist als Pilger hergekommen. Der Mahut Dsangpo kennt ihn und hat ihn gestern getroffen. Es ist ein Eingeborener aus Gwalior namens Jang Aud. Abends wird er den Elefanten sezieren und die Organe untersuchen. Der Mahut behauptet, der Elefant sei vergiftet worden. Das hat er aber

nur mir anvertraut. Er meint, einer der Brahmanen habe es getan, der ihm feindlich gesinnt sei und ihn mit dem Vorwurf habe belasten wollen, den Elefanten unzweckmäßig gefüttert zu haben.«

»Sehr schlau! Wir werden dieser Sektion nicht gerade beiwohnen, Master Hamilton, aber uns den Tierarzt Jang Aud nach der Sektion genauer ansehen. Lassen Sie jedenfalls abends den Tempel umstellen. Ich habe sehr triftige Gründe hierfür.«

Weiter äußerte sich Harst hierzu nicht.

Wir verbrachten die Stunden bis gegen sechs Uhr in Hamiltons reizendem Bungalow im Europäerviertel. Er hatte uns im geschlossenen Auto dorthin geführt, und wir verlebten dort einen angenehmen Nachmittag in Gesellschaft seiner jungen, liebenswürdigen Gattin, einer Deutschamerikanerin, die offenbar aus sehr reichem Hause stammte. Die zahlreiche Dienerschaft war durchaus zuverlässig, sodass wir Verrat nicht zu fürchten brauchten. Erst gegen dreiviertel 6 legten wir unsere Frauengewänder wieder an. Dasselbe Auto schaffte uns zu einem entlegenen Weg nordöstlich des Dschihan-Tempels. Wir stiegen aus und wanderten zusammen bis zur Nordecke der Tempelmauer. Hier, wo der Gemüsegarten der Tempelbrahmanen und außerhalb der Mauer ein Gehölz lag, erkletterte Harst einen Baum. Er konnte so bis auf den Platz vor dem linken Seitenanbau entlangschauen. Er rief mir leise zu, dass der tote Elefant gerade durch die übrigen Elefanten durch Taue in den Hof gezogen würde.

»Außer dem Mahut ist noch ein Hindu da, der wohl der Tierarzt sein dürfte«, sagte er, als er wieder zu ebener Erde vor mir stand.

In demselben Augenblick tauchte Hamilton auf. Auch er

war in Eingeborenentracht, um nicht aufzufallen.

Erst jetzt erklärte Harst ganz unvermittelt: »Wir werden Warbatty diesmal fangen, wenn wir nicht ganz besonderes Pech haben. Er selbst ist der angebliche Tierarzt.«

Ein Beamter Hamiltons kam herbeigelaufen.

»Sie schneiden den Elefanten schon den Leib auf«, berichtete er.

»Dann lassen Sie bitte Ihre Leute von allen Seiten in den Hof eindringen«, meinte Harst zu dem Inspektor. »Der Mahut und der Tierarzt müssen sofort gepackt werden ...«

Der Beamte eilte davon. Fünf Minuten darauf, als wir bereits vor dem Tor der Mauer standen, erscholl von drinnen ein schriller Pfiff.

Harst warf schnell die Frauengewänder ab. Das Tor wurde geöffnet. Harst jedoch regte sich nicht. Hamilton und ich schauten ihn verwundert an, denn er starrte mit fest zusammengepressten Lippen einer Rikscha nach, die der Stadt zu verschwand.

»Ich bin meiner Sache zu sicher gewesen«, sagte er leise.
»Ich fürchte, er wird uns wieder entwischt sein ...«

Dann ging er langsam in den Tempelhof hinein und auf den Elefanten zu. Mit verstörten Gesichtern und scheuen Augen blickten die beiden Gefangenen uns entgegen.

Harst trat auf den Tierarzt, einen schwächtigen, älteren, gutgekleideten Hindu zu. Aber der Mann hatte an seiner Linken seine fünf Finger.

»Warbatty ist vorsichtiger gewesen, als ich glaubte, Master Hamilton«, sagte Harst darauf zu dem Detektivinspektor. »Er hat einen anderen beauftragt, damit er fliehen könnte, falls die Sache noch im letzten Moment schief ging. Und er ist geflohen. Die Rikscha entführte ihn. Er sah uns drei vor

dem Tor erscheinen. Da wusste er Bescheid. Ich hatte bestimmt erwartet, er würde hier den Tierarzt spielen.«

Hamilton und auch ich machten ziemlich verständnislose Gesichter. Harst hatte ja wieder nach alter Gewohnheit die Lösung dieses Diebstahlproblems für die Schlusszene sich aufgespart.

Er wandte sich nun wieder an den Tierarzt Jang Aud. »Sie geben das Spiel nunmehr wohl verloren«, meinte er nicht gerade unfreundlich. »Ich kann mir denken, dass Sie lediglich der Verführte sind. Warbatty gewinnt leicht Einfluss auf Menschen. Beenden Sie die Sektion! Sie ahnen wohl schon, dass ich diesen in seiner Art meisterhaft ausgeklügelten Schwindel durchschaut habe ...«

Der Hindu war verständig genug, sich zu fügen.

Der Inspektor, die Beamten, ein paar Tempelpriester und ich standen in fieberhafter Spannung da.

Der schwächliche Tierarzt hatte die Ärmel hoch aufgekrem-pelt und holte nun mit einem eisernen Haken die Gedärme hervor, dann den Magen. Nun schnitt er diesen auf, wühlte in dem eklen Inhalt umher, legte dann einen mit Blutgerinn-sel überzogenen Stein auf die Fliesen des Bodens, noch einen - noch einen, wühlte weiter, bis er alle 28 gestohlenen Dia-manten beisammenhatte.

»Verdammt schlaue Schurken!«, rief Hamilton kopfschüt-telnd. »Wer hätte wohl an diese Aufklärung gedacht!«

»Den Trick zu durchschauen, war für mich nicht allzu schwer«, meinte Harst. »Die Freundschaft Warbattys mit dem Mahut deutete zur Genüge darauf hin, dass Warbatty es auf einen Teil der Kostbarkeiten des Dschihan-Tempels abgesehen hatte. Dass gerade diese Diamanten gestohlen werden sollten, wusste ich jedoch nicht. Als Schraut und ich

hier im Hof den Wunderelefanten bei seiner Orakelarbeit beobachteten, bemerkte ich, dass der Mahut Dsangpo das Tier mit kleinen, länglichen Brötchen dreimal fütterte. Nachher überbrachten Sie, Master Hamilton, mir dann die Nachricht vom Tod des weißen Elefanten. Ich fragte, da mir dieses plötzliche Ende des Tieres sofort verdächtig erschien, ganz beiläufig, was mit dem Kadaver geschehen würde. So erfuhr ich, dass gerade Dsangpo diese Sektion gewünscht und auch schon einen Bekannten bei der Hand hatte, der sie ausführen sollte. Eine logische Verbindung zwischen dieser Sektion und den verschwundenen 28 Steinen ließ sich zwanglos herstellen. Ich kombinierte folgendermaßen: Dsangpo wollte die Diamanten auf eine Weise - auf Warbattys Anraten - stehlen, die ihn in keinem Fall irgendwie in Verdacht der Täterschaft bringen konnte. Er gibt also morgens zunächst dem Brahmanen Singar Chani ein Gift, das erst nach einigen Stunden wirkt. Er rechnet darauf, dass er in der allgemeinen Aufregung die Steine aus dem Goldschild herausbrechen, in Brötchen drücken und diese den Elefanten verschlingen lassen kann. Dann vergiftet er das Tier, wahrscheinlich durch ein letztes Brötchen, das ein sehr schnell wirkendes Gift enthält. Die Steine sind auf diese Weise tatsächlich spurlos verschwunden. Der Mahut selbst hat den Seitenanbau nicht verlassen. Ihm ist also nicht nachzuweisen, dass er sie etwa einer anderen Person zugesteckt hat. Der Tierarzt aber kann die Diamanten bei der Sektion ganz unauffällig an sich nehmen. So sollte der Hergang sein. Dsangpo, habe ich recht?«

Der Mahut nickte nur mit dem Kopf.

»Master Hamilton«, fuhr Harst fort, »vielleicht empfiehlt es sich, sofort ein paar Ihrer Leute zum Tierbändiger Shama-na Driga zu schicken und diesen verhaften zu lassen. Er hat

uns gegenüber eingestanden, zu den Schwertbrüdern zu gehören. Wahrscheinlich ist auch Dsangpo ein Putra Rakisana, ein Bruder des Schwertes, ebenso der Tierarzt, obwohl dieser auf mich einen harmlosen Eindruck macht.«

»Sahib«, rief Jang Aud da, »ich bin nicht Mitglied des Geheimbundes. Erst vorgestern hat Dsangpo mich mit Warbatty bekannt gemacht. Ich sollte 1000 Rupien für die Sektion erhalten und ein Zwanzigstel vom Wert der Steine.«

»Mag sein«, sagte Harst. »Das aufzuklären, ist Sache des Gerichts. Auf Wiedersehen, Master Hamilton. Ich bin müde und sehne mich nach meinem Kojenbett auf dem Kutter.«

Wir wanderten der Stadt zu.

»Lieber Alter«, meinte Harst, »ich habe heute böses Lehrgeld bezahlt. Ich war zu siegesgewiss. Das taugt nicht. Warbatty ist abermals halber Sieger geblieben.«

Der Tierbändiger wurde zu langjähriger Gefängnisstrafe verurteilt. Der Tierarzt kam billiger weg, erhielt nur zwei Monate Gefängnis. Dsangpo wurde wegen Mordes an Singar Chani gehenkt. Außerdem aber hob die Polizei in den untersten Räumen des unterirdischen Tempels im alten Fort ein ganzes Verbrechernes, alles Schwertbrüder, aus und verhinderte auch ein bereits vorbereitetes Opferfest der Mördersekte der Thugs.

Leider sollte unsere kurze Gefangenschaft in Shamana Drigas Dressurkäfig uns nochmals mit anderen Mitgliedern der Putra Rakisana in einer für uns nicht gerade angenehmen Weise zusammenführen.